

Mehr büffeln ist nicht immer besser

Interview. Warum der Lehrplan zu voll und schulisches Lernen unnatürlich ist, erklärt Bildungsexpertin Barbara Schulte.

VON CORNELIA GROBNER

Die Presse: Kurz vor Semesterende kann ich nicht anders und muss unser Gespräch mit einem Kommentar aus Teenager-Elternsicht beginnen: Puh ...
Barbara Schulte: Ja. (lacht)

Aber im Ernst, der Leistungsdruck, der heutzutage auf Schülerinnen und Schülern lastet, scheint mir enorm. Ist das eine subjektive Wahrnehmung?

Nein. Kinder und Jugendliche an österreichischen Schulen, vor allem an den weiterführenden, fühlen sich sehr unter Druck gesetzt, das wissen wir aus Studien. Wir haben viel mehr Überprüfungen von Leistung als gesetzlich vorgesehen. Es gibt natürlich Initiativen, Lernen ganzheitlicher zu denken und nicht immer von einer Prüfung zur nächsten zu „bingen“. Doch unser Bildungssystem ist eben so angelegt, dass sehr viel an diesen Prüfungen hängt. In Österreich ist dieses Teaching bzw. Learning to the Test nicht so ausgeprägt wie in asiatischen Ländern, aber schon extremer



Das klingt nach einem Aber.

PISA erklärt die Zusammenhänge von Ursache und Wirkung nicht. Wenn etwas nicht gut funktioniert, wissen wir nicht, ob das am Schulsystem oder am Gesellschaftssystem liegt. Es gibt beispielsweise großes Interesse am finnischen System. Mir ist in dem Zusammenhang die Aussage eines finnischen Bildungswissenschaftlers in Erinnerung, der meinte, ihr Erfolg sei schlichtweg, dass sie relativ wenig arme Kinder hätten. Die Ausgangslage ist also eine bessere. Das Problem mit Überprüfungen wie PISA ist auch, dass man nur noch auf die Kernkompetenzen und ihre Verbesserung schaut. Andere Kompetenzen, die vielleicht ebenso eine weitere Entwicklung brauchen, werden vernachlässigt.

Welche?

Es wurden etwa Untersuchungen gemacht, die zeigen, wie Kinder und Jugendliche zusammenarbeiten können. Da haben chinesische Regionen, die sonst sehr gute Werte haben, eher schlecht abgeschnitten. Oder überprüft wurde auch: Welche Internet-Kompetenzen haben Schülerinnen und Schüler? Das kann im späteren Arbeitsleben ebenfalls wichtig sein.

Sie haben das deutsche, das schwedische und das österreichische Bildungssystem auch als Mutter erlebt. Ihr Fazit?

Ich habe festgestellt, dass das Lernen in Schweden zwar langsamer war und die Kinder weniger Stoff in derselben Zeit geschafft haben. Dafür

Wer hat in der Pandemie Babys bekommen?

Österreich: Während Corona gab's in besser gestellten Familien mehr Nachwuchs.

Die Corona-Pandemie hat eine Art „natürliches Experiment“ in ungeahntem Ausmaß geschaffen und beschäftigt die Wissenschaft dementsprechend immer noch – in ganz unterschiedlichen Feldern. Die sozioökonomische Zusammensetzung der Generation frischgebackener Eltern dieser Zeit war beispielsweise der Fokus eines Teams um Moritz Oberndorfer von der University of Helsinki, dem auch der Medizin-Statistiker Thomas Waldhör von der Med-Uni Wien angehörte. Es analysierte über 77,9 Millionen Geburten aus 15 Ländern im Zeitraum von 2015 bis 2021 (10,9 Millionen davon zwischen Dezember 2020 und Dezember 2021) sowie die gesellschaftliche und wirtschaftliche Situation der Eltern.

Keine falschen Schlüsse

Fazit: In Österreich, England, Finnland, den Niederlanden, Schottland, Spanien, Wales und den USA wurden proportional mehr Babys in besser gestellte Familien geboren als erwartet. In Brasilien, Kolumbien, Ecuador und Mexiko war das Gegenteil der Fall. Hingegen wurden in Dänemark, Schweden und Südaustralien kaum oder keine Veränderungen registriert (*Nature Communications*). Die länderübergreifenden Ähnlichkeiten und Unterschiede legen nahe, dass die Veränderungen eine Reaktion auf die Folgen der Pandemie (politische Maßnahmen, eigene Handlungsfähigkeit in Bezug auf die Reproduktion) waren.

Gleichzeitig können am Ende der Schulpflicht so manche nicht richtig lesen und rechnen. Wie passt das zusammen?

Das eine schließt das andere nicht unbedingt aus. Mehr Büffeln bedeutet nicht unbedingt, dass man bessere Leistungen erbringt, das kann sich teilweise sogar ins Gegenteil verkehren. Wir haben eine relativ große Leistungsschere, aber da liegen wir im OECD-Schnitt. Ungefähr 15 Prozent unserer Schülerinnen und Schüler gehören zur Spitze - in Singapur sind es 45 Prozent - und 15 Prozent erreichen gerade einmal die niedrigste Kompetenzstufe, sie fallen fast raus aus dem Bildungssystem.

Sie kennen und erforschen verschiedene nationale Bildungssysteme, was ist charakteristisch für das österreichische?

Positiv ist die Vielfalt an Bildungswegen. Die Kinder können aus verschiedenen Schultypen wählen, auch gemäß ihren Interessen. Das sollten wir bewahren. Außerdem besteht eine relativ gute Durchlässigkeit ins Studium, wo man sich auch später noch umentscheiden kann. Das ist nicht selbstverständlich. Dazu kommt etwas, für das wir bislang keine Erklärung haben: Das Zugehörigkeitsgefühl unter Schülerinnen und Schülern ist in Österreich sehr hoch, viele schließen innerhalb der Klasse Freundschaften.

Was ist das Negative?

Österreich ist einer der Spitzenreiter darin, benachteiligte Kinder früh an bestimmten Schulen und Schultypen zu isolieren. Wir haben eine extrem starke Segregation, viel stärker als in Deutschland, wo sich die Bildungssysteme ja strukturell nicht sehr unterscheiden.

Die strukturelle Erklärung allein greift also nicht.

Genau. Was in Österreich sehr stark ausgeprägt ist, ist das Vererben von Nachteilen, vor allem in Familien mit Migrationshintergrund. In Deutsch-

land spielt der sozioökonomische Hintergrund auch eine große Rolle, aber in Österreich kommt das Merkmal Migration extra hinzu. Das betrifft auch jene, die schon in zweiter oder dritter Generation im Land leben. In anderen Ländern gibt es mehr Versuche, der Ghettoisierung entgegenzuwirken, indem man die Kinder besser mischt. In Österreich haben sich Maßnahmen wie die getrennte Beschulung von Kindern mit nicht-deutscher Muttersprache negativ ausgewirkt. Ich denke, da haben wir einfach nicht in die richtige Richtung gearbeitet.

Was wäre die richtige Richtung?

Die Lehrkräfte, die an Kindergärten arbeiten, brauchen eine Professionalisierung. Sie müssen Expertinnen und Experten in der frühkindlichen Bildung sein und erkennen: Wie entwickelt sich ein Kind emotional und sozial, aber auch in Bezug auf Sprache und kognitive Fähigkeiten. Es braucht Personal, das gelernt hat, wie es mit den Ungleichheiten umgehen kann. Außerdem ist es in Österreich so, dass Eltern sich sehr stark in der Bildung ihrer Kinder engagieren müssen. Unterstützung bei den Hausaufgaben oder das Erarbeiten von Stoff ist anderswo nicht so stark an die Eltern ausgelagert.

Wie kann man Schulsysteme abseits vom Strukturellen noch beschreiben, um sinnvolles Vergleichen zu ermöglichen?

Man kann sich auch anschauen, ob Schulen eher akademisch oder eher pädagogisch orientiert arbeiten. Österreich ist da interessant, weil wir einen Bruch haben: In der Volksschule arbeiten Lehrkräfte, die selbstverständlich auch Wissen vermitteln, aber vornehmlich Pädagoginnen und Pädagogen sind. Sie sind sehr gut ausgebildet, sensibilisiert für das emotionale Miteinander und nehmen das Soziale mit. Vor allem in Richtung weiterführende Schule

AHS kommt es dann zu diesem Bruch. Dort geht es auf einmal nur noch um das Akademische. In skandinavischen Ländern gelingt das Kombinieren von Pädagogischem und Fachlichem besser. Doch nur so kann Schule tatsächlich zu einem wertvollen Lernort werden und ist nicht nur Prüfungsort, an dem man irgendwie bestehen muss, um die Matura zu bekommen.

Schule als Prüfungsort ist ein gutes Stichwort. Sie forschen auch zu PISA-Studien und ihrer Rolle als politisches Werkzeug. Wie sinnvoll sind zusätzliche Untersuchungen der Leistung, wenn es ohnehin tendenziell zu viele Prüfungen gibt?

Die PISA-Studien waren ursprünglich als diagnostisches Tool gedacht und sollten sich von herkömmlichen Prüfungen unterscheiden. Es geht nicht um den individuellen Schüler, sondern darum zu sehen, wie Kinder und Jugendliche in bestimmten Feldern abschneiden. Viele der Daten, die wir dadurch bekommen haben, sind sehr wertvoll. Wenn uns PISA diese nicht geliefert hätte, hätten wir uns schwer getan, der Wahrheit ins Auge zu blicken, etwa jener über den Zusammenhang von Migration, von sozialer Herkunft und Leistung. Der Umweg über den internationalen Spiegel ist insofern auch praktisch.

ZUR PERSON



Joseph Kripplan

Barbara Schulte (52) ist Bildungswissenschaftlerin an der Uni Wien. Sie ist Expertin

für Bildungssysteme und Vorsitzende des Fachbeirats „Transformative Bildung“ für die österr. Unesco-Kommission. Frühere akademische Stationen waren in Schweden, Dänemark und Deutschland.

ammenhänge blieben länger in Erinnerung. In Österreich ist zu wenig Zeit, um sich mit den vielen Inhalten auseinanderzusetzen. Die Schule hier müsste mehr in Richtung projektbezogenes, problembezogenes Lernen gehen. Die Idee ist, es wie ein Puzzle zu sehen, das es zu lösen gilt - und da spielen dann die unterschiedlichen Fächer rein. Mit unserem Lehrplan ist so eine Herangehensweise aber nur schwer vereinbar.

Wir wollen zu viel vermitteln?

Ja. Man könnte argumentieren, dass das in asiatischen Systemen auch so ist. Aber hier wie dort ist Lernen eben extrinsisch motiviert. Und wir wissen, dass das einen sehr ermüdenden Effekt hat. Asiatische Jugendliche sind am Ende der Schule oft regelrecht ausgebrannt und brauchen eine Phase des Erholens. Ich fände es wichtig, dass Kinder sehen, dass das, was sie lernen, mit ihrer Lebenswirklichkeit, mit ihrem Alltag, zu tun hat, dass sie dadurch wachsen und sich entwickeln. Wenn Lernen immer an gute Prüfungsergebnisse gekoppelt ist und es nur darum geht, viel Stoff schnell durchzubringen, ist das schwierig.

Sie haben einmal gesagt, dass wir nur Schadensbehebung betreiben können, weil der Prototyp von Schule an sich das Problem ist. Wie meinen Sie das?

Ganz generell ist Schule nichts Natürliches. Wenn wir uns anschauen, wie Kinder früher gelernt haben oder es jetzt noch in indigenen Gesellschaften tun, dann hat das nichts damit zu tun, was bei uns in der Schule passiert, wo Kinder in homogene Altersgruppen gesplittet sind und das Wissen in abgegrenzte Fächer aufgeteilt ist. Je nach Land muss man alle 45 oder 60 Minuten auf Knopfdruck das Fach wechseln und sich quasi „resetten“. Viele Dinge müssen zudem rein kognitiv verarbeitet werden. Das alles spiegelt nicht den natürlichen Lernprozess wider und gehört abgemildert.

panemite literarkonore... kennen, ist vor allem für Studien zu den Auswirkungen von Umweltveränderungen auf Embryos und Kleinkinder relevant, um falsche Schlussfolgerungen zu vermeiden. Die Studienautoren betonen, dass die sozioökonomische Position der Eltern Gesundheit, Bildung und Einkommen im späteren Lebenslauf dieser Gruppe beeinflusse. Selbst kleine Verschiebungen in der Zusammensetzung würden sich gesellschaftlich niederschlagen. (cog)

KI spart Zeit, die Unternehmen zugute kommt

Befragung von mehr als 1000 Beschäftigten in Österreich zeigt Potenzial.

In der Softwareentwicklung ist die Künstliche Intelligenz (KI) bereits angekommen. Eine im Fachmagazin *Science* publizierte Studie des Wiener Complexity Science Hub (CSH) zeigte kürzlich, dass sie bereits ein Drittel aller neuen Softwarecodes schreibt. Das steigert die Produktivität - und spart Zeit.

Das haben auch Forschende des IMC Krems an 1000 Beschäftigten aus ganz Österreich in unterschiedlichen Branchen gezeigt. Generative KI ermögliche Zeitgewinne am Arbeitsplatz von bis zu 20 Prozent, heißt es. Die gewonnene Zeit investierten 60 Prozent wieder in Arbeit - und damit ins Unternehmen. Rund 25 Prozent der Befragten vermieden so u. a. Überstunden. Was auffiel: Mögliche Produktivitätsgewinne dürften sich noch steigern lassen, denn rund 70 Prozent der Befragten nutzen KI erst seit weniger als einem Jahr. (gral)